"Gefällt mir" gefällt mir nicht

Autor(en): **Höpli, Gottlieb F.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monat : die Autorenzeitschrift für Politik, Wirtschaft und Kultur**

Band (Jahr): **92 (2012)**

Heft 1000

PDF erstellt am: **02.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-735499

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

KULTUR LEBEN

Realitätsabgleich in der U-Bahn

Xenia Tchoumitcheva
ist Ökonomin und Model.

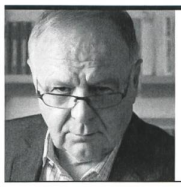
Mein Freund Harry weigert sich, die Londoner Subway zu benutzen. Weil er seinen Führerschein abgeben musste und sich keinen Chauffeur leisten kann, verwendet er ein kleines Vermögen darauf, sich von Taxis in der Gegend herumfahren zu lassen. Jeden Tag zur Arbeit und wieder nach Hause, am Wochenende zum Club in die Stadt und zurück. Das kostet. Und darin ist die Zeit, die Harry damit verschwendet, im Stau zu sitzen, noch nicht einmal eingerechnet.

Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr komme ich zum Schluss: Das ist seine Art, sich der Realität zu verweigern. Er möchte, dass alles in seinem Leben perfekt ist – sein Haar, seine Freunde, sein Job und sein Anzug. Er treibt alles bis zum Äussersten, lebt gefangen in seiner Blase, die er sich hart erarbeitet hat und um die er sich ständig sorgt. Die effiziente, günstige, überfüllte U-Bahn passt da nicht hinein. Die Wirklichkeit ist nun mal nicht immer hübsch und schon gar nicht perfekt. Sie ist auch dreckig, dunkel und heiss. Sie zwingt einen, anderen Menschen nahezukommen und einen Platz einzunehmen, den man nicht ausgesucht hat.

Harry verpasst eine Lektion in Demut: In der U-Bahn spielt es keine Rolle, wie perfekt oder wer du überhaupt bist – dort unten gibt es keine VIP-Abteile. In geradezu therapeutischer Manier führt sie uns vor Augen, dass wir alle gleich sind, wenn wir uns bei dem Versuch begegnen, so schnell wie möglich von A nach B zu kommen. Und wenn wir rücksichtsvoll, höflich und nett zueinander sind, dann wird die Reise sogar erträglich, mehr noch: ein grosser Spass. Man macht da halbtranszendente Erfahrungen, die im klimatisierten Auto nicht möglich sind. Etwa, wenn ein Musiker den Wagen betritt und die Leute anfangen, mitzusingen und zu tanzen. Klar, das passiert im Zürcher öV selten, in echten Metropolen aber schon. Das Leben präsentiert sich nirgendwo sonst in einer Vielfalt und Intensität wie dort, zwei Etagen unter dem Bürgersteig. Es ist echt, abenteuerlich und anregend. Genau deshalb kaufe ich Harry noch heute eine Monatskarte. ‹

CONTROCORRENTE

«Gefällt mir» gefällt mir nicht



Gottlieb F. Höpli
war bis ins Jahr 2009 Chefredaktor des «St. Galler Tagblatts» und ist Präsident des Vereins Medienkritik Schweiz.

Wäre Italienisch nicht nur eine schöne, sondern auch eine europaweit verstandene Sprache, so wäre längst bekannt, dass Indro Montanelli (1909–2001) einer der bedeutendsten Journalisten des 20. Jahrhunderts war. Controcorrente – gegen den Strom – war sein lebenslanges Markenzeichen, auch dann, als in den bleiernen Siebzigerjahren sogar sein «Corriere della Sera» ängstlich auf einen standpunktlosen Journalismus zurückwich, derweil er dem linken «radical chic» in seiner neuen Zeitung, dem «Giornale», furchtlos gegenübertrat. Und dafür mit einem Attentat der Brigate rosse bezahlte.

Controcorrente: Den Torheiten des Zeitgeistes Paroli zu bieten, dazu fände Montanelli auch im 21. Jahrhundert reichlich Anlass. Was hätte er zu den armseligen «Diskussionen» gesagt, die sich heute in den Social Media abspielen? Die sich zur Hauptsache darauf beschränken, den «like»-Button anzuklicken und damit einer meistens bereits armseligen, aber immerhin erkennbaren Meinung hinterherzulaufen? «Gefällt mir» ist ja das schlagendste Argument der Diskussionen im Netz: Es wird nur noch gezählt, nicht mehr gewogen.

Den Daumen zu heben oder zu senken, das war einst das Privileg der Tyrannen. Manchmal liessen sie gnädigst die Zuschauer in der Arena daran teilhaben. Demokratische Entscheidungen sehen anders aus. Ihnen geht Meinungsbildung voraus, der Austausch der Argumente pro und contra. Wie und ob sie überhaupt gewogen werden, darin ist der Souverän frei. Aber sie sind da. Heute werden Debatten über Griechenland und den Euro, die Atomkraft oder die Pussy Riots auf dem Niveau von «Gefällt» und «Gefällt mir nicht» geführt. Nur im Netz? Leider nein. Auch die Mediendebatten sind von der neuen Sprachlosigkeit infiziert.

Andrerseits breitet sich in den Social Media eine neue Geschwätzigkeit aus, die alles andere als «social» ist: Um die eigene Befindlichkeit dreht sich fast alles in dieser Einwegkommunikation. Auch das ist eine Form der Sprachlosigkeit.

Nein, den «like»-Button hätte Indro Montanelli nicht angeklickt. ‹